

Daniel Pedersen

Offenes
Wasser

Roman Suhrkamp

SV

Daniel Pedersen
Offenes Wasser

Roman

Aus dem Schwedischen von
Hannes Langendörfer

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Öppet vatten
2021 bei Nirstedt/Litteratur, Stockholm.

Wir bedanken uns beim Swedish Arts Council,
das die Übersetzung gefördert hat.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5467
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025
© 2021, Daniel Pedersen
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagabbildung: Lincoln Seligman, *Seascape*, 1984,
Acryl auf Leinwand, © Lincoln Seligman.
All Rights Reserved 2024/Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47467-9

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Offenes Wasser

Wir haben Fußspuren zum offenen Wasser gefunden ...

Diensthabender Polizist

des Distrikts Västerbotten, Februar 2013

Den Wirbeln des Flusses gleich kreist die Trauer ...

Heraklit

Prolog

Bernstein – gewölbt –

Von der Oberfläche schießt ein Rücken empor, ein Körper mit weichen Wirbeln, voll mit brausend aus der Tiefe gepresstem Wasser. Man sagt, dass 50 000 Liter pro Sekunde durch die Turbinen im Maschinenhaus jagen, ein hellblauer Schmetterlingsleib auf dem grauen Zementflügel des Damms, der das Tal überspannt.

Oberhalb des Flügels zieht sich eine lange Eisdecke, ein riesiges weißes Blatt, kilometerweit durch den Wald, eine tief in die Natur geschnittene Furche.

Flügel von Menschenhand und Schneedecken auf dem Eis, darunter Wassermassen, die auf einem Geröllbett ruben, und unter dem Geröll Fels Fels Fels. Das Wasser, das durch die Turbinen strömt, sieht aus wie Honig, Ocker, flüssiger Sand. Wo es an die glitzernde Oberfläche schießt, wirkt es lebendig. Als wäre es aus Feuer. Funkelndem, sämigem Harz. Dann die Strudel ringsum, Risse, dünne, hastige Linien kräuseln das Wasser, bilden kreiselnde Trichter. Die Wasserstrudel ziehen stromabwärts. Der von Menschen geschaffene Auslaufkanal ist ungefähr 400 Meter lang, dann vereint er sich wieder mit dem langen Körper des Flusses. Die Kraft ist riesig, alles verschwindet in ihrer Bewegung. Sie verbirgt alles, steht niemals still.

I

Notizen

Der Ort ist Västerbotten, die Zeit Frühling. Ein altes Haus steht an einem Fluss. Die Erde befreit sich allmählich vom Schnee, es tropft von den Dächern, es rieselt und rauscht vor Aufbruch. Ein Mann sitzt zwischen Umzugskartons an einem Küchentisch, er trauert, er trauert nicht. Es ist die Zeit des Abschieds, ein Mensch wurde beerdigt. Er verlässt diesen Ort, um nach Süden zu ziehen, in Gedanken folgt er den Straßen von der Küste ins Landesinnere, hinauf in die Berge. Jetzt lässt er die Toten zurück, nimmt die Lebenden mit sich.

Er ist ich.

Vor mir liegen zwei Zeitungsnotizen.

Die eine teilt knapp mit, dass ein Mann um die 65 vermisst wird und die Polizei den Auslaufkanal eines Wasserkraftwerks nach ihm absucht. Zwischen den Zeilen steht, dass der Mann tot ist, alles andere wäre ein Verstoß gegen die natürliche Ordnung. In Anbetracht der Umstände müssen Kampftaucher der Marine herangezogen werden, die aber nur eine Stunde lang tauchen können, solange die Turbinen gestoppt sind. Mehr Zeit gibt es nicht. Die Bewegung ist unaufhaltsam, von den Bergen, den Wolken, den Fjälls ist der Zustrom kons-

tant. Die aufgestaute Wassermasse übt einen solchen Druck auf den Damm aus, dass er zu bersten droht.

Die andere beschreibt ein Ereignis, das 60 Jahre zurückliegt:

Ein Augenzeuge berichtet, dass Frau P ihre Tochter K in den Armen hielt. Als man durchs Fenster in den Schienenbus sah, fand man Frau P leblos auf der Sitzbank mit den Armen um ihre weinende kleine Tochter. Frau P starb, ohne das Bewusstsein zu erlangen noch am Unfallort.

Was fehlt, ist die Information, dass die Mutter zwei Kinder hatte, nämlich noch einen älteren Sohn, der nicht auf der Reise dabei war. Dieser Sohn wird jetzt vermisst. Mein Vater.

Die Zeitungsnotiz vor Augen habe ich das dringende Gefühl, ich hätte schon früher wieder mit dem Schreiben anfangen sollen. Die Zeit hat mich diesem Tod gegenüber verstummen lassen. Jedes Wort, das ich schreibe, ist dem Schweigen abgerungen. Noch nie war ich so um Worte verlegen wie jetzt. Es fühlt sich an, als würde ich die Trauer eines anderen Menschen rekonstruieren. Wie anders war es damals, in den ersten Wochen nach seinem Verschwinden. Ich konnte gar nicht aufhören zu schreiben, jeden Tag brachte ich tausende Worte zu Papier, wie eine besessene Sprachtherapie. Die belang-

losesten Dinge vor meinen Augen mussten registriert, verlebendigt werden. Mit Sprache zum Leben erweckt. Oder die Worte einfach so rasch aus dem Bewusstsein geschöpft, dass ich nicht über ihre Bedeutung nachdenken musste.

Hörte nicht auf zu erzählen, teilte Fremden beinahe erregt Informationen über das Verschwinden meines Vaters mit, wollte die Reaktionen in ihren Gesichtern sehen, wie sie verstummten, weil es nichts zu sagen gab. Ich wollte seine Abwesenheit in der Welt mit der Anwesenheit von Worten füllen, wollte, dass wir viele wären, die an ihn dachten, dass die Gedanken eine Kraft bildeten. Aber wer kann schon so um einen Menschen trauern, wie er es verdient. Dass ein Leben verloren gegangen ist. Vielleicht können nur Eltern so trauern. Die Last der Trauer erdrückt den Trauernden, und die Welt ist niemandem Tränen schuldig. Obwohl ich das wusste, hatte ich das kindische Bedürfnis, in meiner Verzweiflung gesehen zu werden. Wünschte, jemand würde rufen: »dieser Mann leidet«, und mich vorführen wie eine seltene Art. Ich wollte etwas, für das ich mich auf der Stelle hätte schämen müssen.

Der unbändige Drang zu erzählen endete augenblicklich ein paar Tage nach seinem Verschwinden, als das Kind kam. Es füllte ganz die Konturen des Mannes aus, der mein Vater gewesen war, und bald hatte ich das Gefühl, ihn schützen zu müssen, weil der Rhythmus, den es uns aufzwang, die Stationen einer Reise markier-

te, auf der er Gefahr lief, zunichte zu werden. Das Kind lehrte mich, wie ausgeliefert man dem Menschen ist, den man bedingungslos liebt.

In meiner Vorstellung kamen beide vom selben Ort, und sosehr ich versuchte, jeden Zusammenhang zu leugnen, empfand ich die Ankunft meiner Tochter als eine Rückkehr von den Toten.

In ihren meertrüben Augen suchte ich anfangs Botschaften von der anderen Seite. Waren sie einander im Vorhof begegnet, dem Transitort, an dem Seelen in beide Richtungen reisen?

Seitdem hat sich alles verändert. Jahre später ist es, als würden die Wörter zerbröckeln, unwirklich werden, und ich bin meinem eigenen Tod näher als meiner Geburt, alles, was ich über ihn schreibe, verlässt meinen Körper und löscht die Erinnerung an ihn. Jeder Federstrich verwischt seine Konturen, und in die Schrift geworfen ist er nicht mehr der Mensch, der er war, sondern jemand, den ich erschaffe. Ich lüge über ihn, um die Erinnerung an einen Menschen zu wahren, den es nie gab. Ich glaube, ich weiß, wer er war, aber ich weiß nicht recht, wen ich beschreibe.

Ich war eine Art Vampir geworden, der nährenden Schmerz aus meinem Blut saugen wollte, die Zwangsgedanken in Worte verwandeln. Aber alle Versuche, seine Nähe zu extrahieren wie eine Substanz, misslangen. Ich musste einsehen, dass die Textur der Trauer bei Tages-

licht grau und schäbig wird und das, was ich so gern hätte vermitteln wollen, schon verschwunden war, eins geworden mit meinem Gesicht, meinem Wesen.

Nach seinem Verschwinden war ich fasziniert davon, welche weitreichenden Konsequenzen der Tod eines Menschen für die Natur und die Umgebung hatte. Andererseits war es irgendwie auch stimmig: Mein Vater hatte sein Leben der Maschinenindustrie gewidmet, er war mehr für Fertiggerichte zu haben als für Essen, das in einem Lokal »zusammengeköchelt« wurde. Jetzt war er tatsächlich eins mit der Ära der Naturbeherrschung geworden, die sein ganzes Leben geprägt hatte. Die Energien der riesigen Turbinen, der Druck der Wassermassen, die Kräfte, die im Spiel waren, wenn eine gigantische Konstruktion plötzlich vor dem tiefsten Dunkel eines einzelnen Menschen in einer Februarnacht Halt machen musste. Der See oberhalb erstreckt sich viele Kilometer landeinwärts, schmiegt sich um kleine Inseln mit Sommerhäusern, sogar weiter noch, bis zu den Bächen des Fjälls. Als die Suche plötzlich in eine rein technische Operation umschlug, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen, denn ich wusste, mein Vater gehörte zu der Generation, die von der Hybris des Menschen fasziniert war. Und je mehr ich von der Konstruktion des Damms, dem Druck auf den Turbinen und dem in den Fels gesprengten Kanal erfuhr, desto besser verstand ich, wie schwierig es war, das Kraftwerk einfach

anzuhalten. Flüchtig und trügerisch ist die Macht über die Natur.

Der Tod eines Menschen konnte nicht verhindern, dass Schnee fiel, Eis fror und Wasser floss. Es hatte etwas Beruhigendes, dass die Welt nicht stehenblieb, nur weil *eine* Familie zerbrochen, dass der Schmerz des Einzelnen nicht der Schmerz aller war. Ich horchte in meiner Einsamkeit auf den Gesang des Eises am Ufer, wenn der steigende Druck die riesige Scholle hob und kapillarfeine Risse einen Blutkreislauf formten, wie Steine, die am Wasserrand gegeneinanderrieben, klagende Laute aussandten, die vom Flussboden abprallten und eine Sekunde lang vielleicht einen Fisch auf Futterjagd interessierten, nur um dann zu verhallen. Das war das Totenlied meines Vaters in der Natur. Mehr nicht, kein Mensch hatte es gehört, und eine Stunde später, als die Taucher an Land waren, wurden die Turbinen wieder in Gang gesetzt. Damit war das Lied vorbei, stattdessen nichts als das kopfschmerzdröhnende Tosen der Turbinen und die Vibrationen unter Wasser.

Der üppige Zustrom aus den Fjälls hört nie auf, und durch Nebenflüsse und Bäche, Flussgabelungen und Kanäle war er für einen kurzen Moment mit der ganzen Landschaft verbunden, hatte seine Füße in den Bergen, seine toten Finger im Meer.

Die nächsten Phasen der Suche hätten ihn ebenso fasziniert, da bin ich mir sicher. Der Zeitfaktor, wie schnell sich die Lunge mit Wasser füllte. Sank er sofort

auf den Grund, oder hatte ein Rest Luft in der Lunge gereicht, um ihn mit der Strömung treiben zu lassen? Völlig aufgeregt, eine Lösung für dieses praktische Problem gefunden zu haben, schlug ich der Polizei vor, ein paar Kilometer stromabwärts ein Netz zu spannen, an einer Flussenge, an der, wie mein Vater oft erzählt hatte, einmal ein amerikanischer Tourist ertrunken war. Immer wenn wir auf dem Weg zum Sommerhäuschen mit dem Auto an ihr vorbeifuhren, warnte er uns, ja nicht dort rüberzuschwimmen. Zwar sei die Stelle sehr schmal, aber eine tückische Strömung würde einen sofort unter Wasser ziehen. Hätte ich damals gesagt, dass ich eines Tages vorschlagen würde, seinen Körper hier daran zu hindern, in einem unendlichen Stromabwärts zu verschwinden, hätte es geklungen wie ein makabrer Scherz.

Der Polizist hörte sich alles geduldig an. Im Nachhinein verstehe ich, dass er es tat, weil ich als »Angehöriger« das Bedürfnis hatte, miteinbezogen zu werden. Ich fühlte mich ein kleines bisschen verletzt, dass man mich nicht ernst nahm, aber gleichzeitig schämte ich mich, dass ausgerechnet dieser dumme Vorschlag mein Beitrag gewesen sein sollte. Vor meinem inneren Auge sah ich ihn auf Nimmerwiederfinden den langen Flusslauf hinabtreiben. Sah schreckliche Bilder von weiter stromabwärts, wie er sich in der Uferböschung verding, spielende Kinder, die seine aufgedunsene Leiche mit Steinen bewarfen. Man sagte mir, sein Körper werde

bei wärmerem Wetter zum Vorschein kommen, dass er auf dem Wasser treiben werde und man nach und nach so immer die Leichen finde. Wenn sie nicht am Grund hängenblieben. Ein Immer mit Vorbehalt.

Einige Freunde meines Vaters beteiligten sich an der Suche. Meine Mutter erzählte stolz, sie dächten gar nicht ans Aufgeben, sondern verbrächten mit ihren Booten weit mehr Stunden auf dem Wasser als die anderen. Ich verstand, dass es ihnen wichtig war, hielt es aber für völlig idiotisch. Ich gab meinen Vater sofort auf. War bereit zu glauben, dass es seine Entscheidung war und seine tote Anwesenheit da draußen im Wasser etwas, das ich widerwillig zu respektieren hatte. Als gäbe es ein Band zwischen uns, ein Band, das die anderen nicht verstanden und ohne es zu wissen zertrennen würden, wenn sie ihn in ein Grab legten.

Man wollte nach ihm »dreggen«. Das Wort hatte mich schon früher immer mit Unbehagen erfüllt. Nach einer Person dreggen – was war das anderes als eine Art Totenfischerei, in der Hoffnung, einen Menschenkörper an den Haken zu kriegen. Wie viel Grad Celsius braucht es, damit ein Körper auf dem Wasser treibt? Ich informierte mich und versuchte, mir ein Bild von den langfristigen Folgen zu machen. Man brauchte selbst nur ein, zwei Stunden im Wasser verbracht haben, um zu wissen, dass es kein schöner Anblick sein würde.

Die spontane Reaktion aller anderen um mich war, den Körper, der den Tod konkret und unwiderruflich

macht, zu bergen. Mit der Zeit verstand ich sie, mit der Zeit wurde die tote Anwesenheit des Körpers dringlich. Ich wollte ihn beerdigen, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Wovon ich anfangs nichts hatte wissen wollen, wurde mir eine zwingende Pflicht. Solange er nicht beerdigt war, befand er sich zwischen den Welten. Vollends dringlich wurde es vielleicht erst, als ich meinen Irrtum erkannte: Er war nicht tot. Nicht wirklich. Oder eben nur wirklich, aber nicht offiziell. Für die Behörden war mein Vater ein Gespenst geworden. Daran, dass er verschwunden war, hatten die freundlichen Sachbearbeiter keinen Zweifel, aber es konnte bis zu einem Jahr dauern, ihn für tot zu erklären. »Für tot erklären«, das klang wie aus einer verstaubten Behördenbroschüre. Solange er für den Staat nicht tot war, wurde von ihm erwartet, dass er seine Rechnungen bezahlte und seine bürgerlichen Pflichten erfüllte. Mir würde nichts anderes übrigbleiben, als mein Vater zu werden.